Abend-Ausgabe B.

Bezugs-Preis

Für Leipzig und Vororte durch unsere Träger und Spediteure ins Haus gebracht: Ausgabe A (nur morgens) vierteljährlich 3 M., monatlich 1 M. Ausgabe B (morgens und abends) vierteljährlich 4.50 M., monatlich 1.50 M.
Durch die Post bezogen (2 mal täglich) innerhalb Deutschlands und der deutschen Kolonien vierteljährlich 5.25 M., monatlich 1.75 M. ausschl. Postbestellgeld, für Oesterreich 9 K 66 h, Ungarn 8 K vierteljährlich.
Abonnementsannahme: Augustusplatz 8, bei unseren Trägern, Filialen, Spediteuren und Annahmestellen, sowie Postämtern und Briefträgern.
Die einzelne Nummer kostet 10 Pfg.
Redaktion und Expedition: Johannisgasse 8.
Telephon Nr. 14692, Nr. 14693, Nr. 14694.
Berliner Redaktions-Bureau: Berlin NW. 7, Prinz Louis Ferdinand-Straße 1. Telephon I, Nr. 9275.

Leipziger Tageblatt
und
Handelszeitung.

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis

Für Inserate aus Leipzig und Umgebung die 6gespaltene Petitzeile 25 Pf., finanzielle Anzeigen 30 Pf., Reklamen 1 M.; von auswärts 30 Pf., Reklamen 1.20 M.; vom Ausland 50 Pf., finanz. Anzeigen 75 Pf., Reklamen 1.50 M.
Inserate v. Behörden im amtlichen Teil 40 Pf.
Beilagegebühr 5 M. p. Tausend exkl. Postgebühr. Geschäftsanzeigen an bevorzugter Stelle im Preise erhöht. Rabatt nach Tarif. Festerteilte Aufträge können nicht zurückgezogen werden. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird keine Garantie übernommen.
Anzeigen-Annahme: Augustusplatz 8, bei sämtlichen Filialen u. allen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.
Haupt-Filiale Berlin Carl Duncker, Herzogl. Bayr. Hofbuchhandlung, Lützowstraße 10. (Telephon VI, Nr. 4603).

Nr. 314. Dienstag 12. November 1907. 101. Jahrgang.

Das Wichtigste vom Tage.

* Die Kaiserin wird am Sonnabend, gleichzeitig mit der Uebersiedelung des Kaisers nach Wight heimkehren. Am Sonntag wird die Kaiserin dem holländischen Königspaar auf Schloß Loo einen Besuch abstatten. (S. Artikel „Kaiserfahrt".)

* Nach dem heutigen Bulletin ist Prinz Arnulf an schwerer Influenza mit rechtsseitiger Lungenentzündung erkrankt. Die Herztätigkeit ist gut, doch ist der Zustand des Kranken sehr ernst.

* Die Kossuthpartei hat mit großer Mehrheit die Annahme der Ausgleichsvorlagen beschlossen. (S. Ausl.)

* Heute beginnt die Marokkodebatte in der französischen Kammer. 6 Interpellationen sind angemeldet.

* Zwischen den mittelamerikanischen Staaten ist der endgültige Friede abgeschlossen. (S. Ausl.)

Die Kaiserfahrt nach England.

Ueber die Verwirrung, welche die anfängliche Nebel-Verspätung und das spätere Schnellerfahren der „Hohenzollern" in das Festprogramm von Portsmouth hineingebracht haben, erhalten wir noch folgende anschaulichere Darstellung:

Der gestrige Tag war infolge des durch den dichten Nebel geschaffenen Zustandes ein Tag der Irrungen. Das Militär war, da man annahm, daß die „Hohenzollern" nicht vor 2 oder 3 Uhr einfahren könne, entlassen, und die Offiziere und auch der Lordmayor zogen heim. Plötzlich wurde gemeldet, die „Hohenzollern" sei nahe, und schon ertönte der Donner des Saluts. Der Kaiser fuhr die Allee der englischen Flotte ab. Unerwartet früh um 1 Uhr 30 Min. fuhr die „Hohenzollern", von einem Torpedoboot geführt, am Kai ein und machte fest. Der ganze Akt vollzog sich ohne Sang und Klang, nicht einmal die Bewillkommnungs-Nationalhymne wurde gespielt, da keine Musik zur Stelle war. Alles wurde erst schnell zusammengetrommelt; Musik, Artillerie und die Ehrenkompagnie nahmen Aufstellung. Der Lordmayor mit seiner Adresse erschien auch wieder, ebenso kam der Marinestab wieder zur Stelle. Inzwischen war auf der „Hohenzollern" das Frühstück eingenommen worden.

Auch König Eduard

war übrigens mit Verspätung in Windsor angelangt, und zwar infolge eines Eisenbahnunfalles. Ueber die Verzögerung des königlichen Extrazuges macht die Great Eastern-Bahngesellschaft offiziell bekannt, daß eine Stunde, ehe der Sonderzug das Fernsignal von Bishops Stortford passierte, ein Bahnarbeiter bei der üblichen Gleisuntersuchung entdeckte, daß eine Schiene gebrochen sei. Das Gleis wurde sofort repariert und sicher gemacht. Der königliche Extrazug fuhr in verlangsamter Fahrt über die Stelle hinweg. Immerhin gelangten die englischen Majestäten noch rechtzeitig auf den Bahnhof von Windsor.

Im Schloß Windsor

ging der alleroffiziellste Teil der Empfangsszene vor sich: die Begrüßung des Gastes der Königsfamilie durch die Männer, welche heute Englands Geschicke lenken. Außer Campbell-Bannerman war auch der Staatssekretär des Auswärtigen, Grey, gekommen. Der Kaiser kannte die neuen Herren noch nicht: als er das letzte Mal auf englischem Boden weilte, regierte noch der alte Marques of Salisbury mit den Tories. — Um 9 Uhr nahmen der Kaiser und die Kaiserin mit dem König, der Königin und den Mitgliedern der königlichen Familie in dem eichenen Speisesaal des Schlosses das Diner ein, während die Gefolge in einem anderen Saale speisten.

In Portsmouth

statteten die höheren Offiziere der „Hohenzollern" und ihrer Begleitschiffe im Laufe des Nachmittags den Marinebehörden Besuche ab, welche englischerseits erwidert wurden. Abends gab der englische Admiral den dienstältesten Offizieren des deutschen Geschwaders ein Festmahl.

Morgen

erfolgt der Besuch der City, für den großartige Vorbereitungen getroffen sind. 8000 Mann sollen Spalier bilden vom Bahnhof Paddington bis zur Guildhall. An dem Diner sollen 700 Personen teilnehmen.

Die Kaiserin

wird nicht in England bleiben, während der Kaiser auf Wight weilt. Sie wird schon am Sonnabend über Vlissingen heimkehren und am Sonntag auf Schloß Loo der Königin Wilhelmine und dem Prinzgemahl einen Besuch abstatten.

Tagesschau.

Aus dem sächsischen Landtage.

Es ist köstlich — eben die Konservativen, für die angeblich nach den Erklärungen des Ministers von Rüger die Frage der „Nebenregierung" endgültig erledigt ist, kommen immer wieder auf sie zurück. So gestern wieder der Abg. Facius, der den Legationsrat v. Nostitz vor eine hochnotpeinliche Kommission fordern möchte, damit er strenger Inquisition unterworfen werde — so auch der Abg. Andrä, der die öffentliche Bekanntgabe des Materials verlangte, das v. Nostitz besitze. Die Regierung aber schweigt noch immer darüber, ob Rüger nur für sich gesprochen, oder aber im Namen des Gesamtministeriums jene bekannte Erklärung abgegeben hat.

Somit bot die gestrige Verhandlung ein Allerlei von Wünschen und Kritiken, die zu keinerlei ernsthafter Besprechung Anlaß gibt. Immer wieder wurde die Frage der Gehaltsaufbesserung der Beamten erörtert, immer wieder die Frage der Reichssteuererhebung gestreift, und jeder Abgeordnete, der hierzu sprach, glaubte den Stein der Weisen gefunden zu haben, wenn er vorher schon viel und besser Erörtertes noch einmal vorbrachte. Das fängt denn doch nachgerade an, langweilig zu werden. Mag man es ja verstehen, daß der einzelne gern bekennen möchte, wie er zu dieser oder jener Frage steht — wozu bestehen aber die Fraktionen, wenn nicht die Führer in ihren Etatsreden die Stellungnahme der einzelnen Fraktionen zu den einzelnen Fragen präzisieren und es dadurch überflüssig machen, daß dann stets wiedergekäut wird, was schon gesagt worden ist! Mögen sich doch die einzelnen Abgeordneten dann darauf beschränken, wichtige Ergänzungen, aber auch wirkliche Ergänzungen zu geben! Dann wird die Debatte sachlich gefördert. So aber wird sie nur formell verlängert. — Zu den wenigen wertvollen Ergänzungen, die die gestrige Debatte brachte, gehörten des Abg. Dürr Ausführungen über die Regierungspresse, mit der scharfen Kritik am „Dresdner Journal" — nur daß wir ihm darin nicht beistimmen können, man solle die „Leipziger Zeitung" an einen Verleger verpachten. Wir wissen uns von jeder Animosität gegen die Kollegin frei. Im Gegenteil, wir anerkennen die vornehme Haltung dieses Blattes und ihre journalistische Qualität. Allein, sie ist nun einmal als Regierungsorgan neben dem „Journal" überflüssig. Sachsen kann sich den Luxus zweier amtlicher Organe nicht leisten. Welcher andere deutsche Bundesstaat kennte diesen Luxus! Ueberließe man die Zeitung einem Verleger zur Pacht — so würde von dem Augenblick an nicht mehr klar sein, was die Meinung der Zeitung und was Meinung der Regierung ist. Und damit würde ein Rattenkönig von Mißverständnissen entstehen. Man entschließe sich darum endlich, nur noch ein Regierungsorgan zu halten. Das „Dresdner Journal" hat wegen seines Erscheinungsortes den Vorzug — journalistisch würden wir dem Leipziger Blatt den Vorzug geben.

Wir können leider diese Besprechung der gestrigen Sitzung nicht schließen, ohne des peinlichen Zwischenfalls zu gedenken, den der Abg. Hettner mit seiner verletzenden Kritik an der Presse verschuldete. Wir lassen es dahingestellt sein, ob der Abgeordnete sich selbst journalistisch diejenigen Qualitäten erworben hat, die ihm das Recht geben, ein solches Urteil zu fällen. Er hat wahrscheinlich praktisch keine blasse Ahnung davon, welche Schwierigkeiten die Parlaments-Berichterstattung bietet. Er redet da wie der Blinde von der Farbe. Um so vorsichtiger hätte er mit seinem Urteil sein sollen. Dieweil er sich aber mit seinem Urteil nur selbst geschadet hat, haben wir keinen Anlaß, Weiteres zu sagen. Wohl aber geben wir unverhohlen der Freude Ausdruck, daß die Parlaments-Journalisten sofort die einzig richtige Antwort auf diese unqualifizierbare Anrempelung der Presse gefunden haben. Und wir konstatieren nur mit Bedauern, daß es ein liberaler, freilich auch ein parlamentarisch erst wenig erfahrener Abgeordneter war, dem diese Maßregelung zuteil werden mußte.

Ein Konservativer über den Block.

Der Reichs- und Landtagsabgeordnete Dr. v. Heydebrand hat kürzlich auf der Generalversammlung des deutsch-konservativen Vereins für die Provinz Schlesien einen Vortrag über die allgemeine politische Lage gehalten. Sogar einen recht bemerkenswerten Vortrag. Herr v. Heydebrand ist als Mensch vielleicht eine der sympathischsten Erscheinungen auf der Rechten. Ein Herr von nicht alltäglicher Intelligenz und einer lauteren Ueberzeugungstreue, die auch dem Andersdenkenden Respekt abzwingt. Aber als Politiker ist er ein Konservativer von jener schärferen Tonart, der das Preußische allemal über das Deutsche geht und die von dem Gedanken der Solidarität aller christlichen Interessen nicht loskommt. Gerade unter solchem Gesichtswinkel reizt es, zu hören, was Herr v. Heydebrand über die gegenwärtige Lage zu sagen hat. Nämlich dieses: Die Blockpolitik ist nur ein Intermezzo, und nicht einmal ein schönes. Herr Dr. v. Heydebrand hatte zunächst über die Erhöhung der Beamtenbesoldungen geredet und der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß etwas Namhaftes für die Beamtenschaft geschehen müsse. Er war dann auf das Reichsvereinsgesetz gekommen und hatte sich — ein gewiegter Taktiker — bemüht, die Mitwirkung der Rechten bei diesem Gesetz, die er nicht empfahl, der er aber auch nicht direkt widersprach, als ein ganz zuckermehliches Lutscherl der preußischen Konservativen hinzustellen. Und schließlich war er bei der Frage des Blocks. Im allgemeinen nicht unzutreffend schilderte er die Situation innerhalb der konservativen Schichten. Man würde den Konservativen verdenken, wenn sie den Gedanken, der bei den Wahlen zum Block geführt hätte, schon jetzt im Stich ließen. Viele Konservative seien auch überzeugt, daß man mit liberalen Auffassungen Hand in Hand gehen müsse; manche hielten es sogar für notwendig, dem Fortschritt der modernen Zeit zu folgen. Aber, aber, als dauernde Institution dürfe man eine Politik wie die heutige doch nimmer ansehen. Auf die Länge ließe sich eine Partei von der Bedeutung und dem Umfange der katholischen Zentrumspartei von der Mitregierung nicht ausschließen. Und zu guter Letzt: wenn Konservative und Liberale dauernd zu einer gemeinschaftlichen Arbeit verbunden bleiben sollten, so müßte das zu einer „grundsätzlichen Verirrung aller Parteimerkmale führen". Herr v. Heydebrand schloß:

„Ich sage nicht, daß ich vorschlüge, einer derartigen Politik, wie sie im gegenwärtigen Augenblick sich herausgebildet hat, Schwierigkeiten zu bereiten, das sage ich nicht, im Gegenteil, ich wünsche, daß der Politik unnötige Schwierigkeiten nicht bereitet werden, aber ein prinzipielles Opfer unserer Lebensinteressen zu bringen, einer Erscheinung zuliebe, die vielleicht nach einer sehr kurzen Zeit überlebt ist, wäre meines Erachtens das Törichtste, was wir tun könnten."

Herr v. Heydebrand hat uns mit diesen Ausführungen — aus dem Herzen gesprochen! Nur, daß wir genau von der entgegengesetzten, von

Feuilleton.

Schreibe, wie du redest, so schreibst du schön!
Lessing (30. Dez. 1743).

*

Wiener Theater.

Von Ludwig Hirschfeld.

Wien, Anfang November 1907.

Das Interesse, mit dem man den Uraufführungen im Burgtheater entgegenfiebert, ist zum zweiten Male heftig enttäuscht worden. Nach Sudermann ist nun auch Ganghofer durchgefallen. Und zwar mit einem dreiaktigen Schauspiel „Sommernacht". Der beliebte und sympathische Erzähler ist in diesem unbeholfenen Ehebruchstück nicht wiederzuerkennen. Es spielt im 17. Jahrhundert, und die Menschen reden in fünffüßigen Jamben, aber diese Maskerade hat wohl nur den Zweck, den höchst modernen Anschauungen über eheliche Liebe und Treue das Verletzende zu nehmen. Ein verliebter Ehemann argwöhnt zwei und einhalb Akte lang, daß seine Frau ihm untreu sei, bis sie, von der Jämmerlichkeit des Liebhabers angeekelt, dem Gatten ihre Schuld selber gesteht. Er ist schon im Begriffe, sie zu töten, da sagt sie ihm, daß sie sich Mutter fühle, und zwar von ihm, ihrem legitimen Gatten, und nicht von dem Liebhaber, und er glaubt es ihr aufs Wort und verzeiht ihr, denn höher als Liebe und Treue steht die Pflicht gegen das nächste Geschlecht. In diesem bißchen Handlung stecken zweifelsohne allerhand satirische Möglichkeiten, aber Ganghofer hat es vorgezogen, daraus ein rührseliges und rührseliges Schauspiel zu machen, über dessen dramatische Hilflosigkeit er mit wohlfeilen Weisheiten und noch wohlfeileren Licht- und Klangeffekten vergebens zu täuschen sucht. Die höfliche Aufnahme, die diese Novität fand, ist einzig und allein Herrn Kainz gutzuschreiben, dessen geistreiches und elastisches Spiel die Zuhörer über den verlorenen Abend hinwegtrug.

Auch in der Hofoper hat es wieder einmal eine Premiere gegeben, nämlich die von Puccinis „Madame Butterfly". Die süße und doch geistreiche Musik, in der Japanisches, Italienisches und Wagnerisches eigenartig gemengt ist, hat hier stark gewirkt, wohl auch die etwas krasse und sentimentale Handlung, sowie die Wunder der Ausstattung und vor allem die Kunst des Frl. Kurz. Man rief Puccini mit einer Herzlichkeit, die zum guten Teil dem Komponisten der „Bohème" galt. Ueberhaupt kann Direktor Mahler auf diese letzten Wochen seines Wirkens in diesem Hause mit Befriedigung blicken, denn schon lange hat es daselbst nicht so viel Frieden und Arbeitseifer gegeben, und sein Nachfolger Felix Weingartner findet das komplizierte und kostbare Institut in tadelloser Exaktheit vor.

Das kann man von Herrn Sigmund Lautenburg nicht behaupten, der die erst kürzlich angetretene Direktion des Raimundtheaters mit einer Plötzlichkeit niedergelegt hat, die selbst die düstersten Propheten nicht vorausgesehen hatten. Finanzielle Differenzen mit dem Vereinsausschusse sind der Anlaß gewesen. Die tiefere Ursache ist aber wohl die, daß Herr Lautenburg eine gar zu große Meinung von sich hegte und das Wiener Publikum mit einigen mittelmäßigen Vorstellungen im Fluge zu erobern dachte. Aber man kann sich hier schwer mit neuen Namen befreunden, namentlich wenn Autoren und Darsteller an Reizlosigkeit wetteifern. Stücke wie der Londoner Schlager „John Glayds Ehre" von Alfred Sutro, eine amerikanisierte Birch-Pfeifferiade, taugen nicht für das Wiener Publikum. Auch dem philiströsen Lustspiel „Hertas Hochzeit" von Max Bernstein wäre es ohne die Kunst Tyrolts kaum besser ergangen. Es hatte eine Weile auch den Anschein, als ob das Raimundtheater unter der provisorischen Leitung dieses Künstlers sich zu seiner früheren anspruchslosen Art des Wiener Volksstückes zurückfinden würde. Aber da sind ganz unvermutet aus der Versenkung einer schlauen geschäftlichen Spekulation die Direktoren des Theaters an der Wien aufgetaucht, die das Raimundtheater pachten, während der Komponist Franz Lehár als musikalischer Direktor an die Spitze tritt. Vorderhand werden schöne Zirkulare versendet, in denen das Programm der Bühne auseinandergesetzt wird. Es soll in erster Linie die volkstümliche Oper und das Volksstück gepflegt werden. Aber es handelt sich wohl bei dem Ganzen nur um eine Ausnützung der momentanen Operetten-Hochkonjunktur und Wien hat also wiederum ein Operettentheater mehr.

Eine Bühne, wo das Wiener Volksstück gepflegt wird, haben wir jetzt überhaupt nicht mehr. Denn auch das Bürgertheater, wo Volksstücke und Possen recht und häufiger noch schlecht gespielt worden sind, hat sich im Laufe von 14 Tagen ganz verwandelt, und fortan werden hier nur jene Stücke kultiviert, deren Alleinverschleiß bisher Direktor Jarno hatte. Der Anlaß zu diesem keineswegs riskanten Schritt ist der Eintritt des Herrn Gustav Davis in die Direktion und vor allem der heftige Erfolg, den die Groteske „Gretchen", die er mit Leopold Lippschütz zusammen verfertigte, in diesem Theater erzielt hat. Ein Routinier und ein witziger Kopf haben sich hier zusammengetan, angeblich, um eine Satire auf wohltätige Damen im Magdalenenstifte zu schreiben. Aber nur der erste Akt zeigt Routine und Witz, und ist von einem angenehm-unverschämten Simplizissimus-Ton erfüllt, der leider nicht festgehalten wird. Das Angenehme hört bald auf, und den übrigen Abend erfüllen Flachheit und ungenierteste Keckheit. Das Publikum scheint sich über das alles gar nicht genug entrüsten zu können und kommt jeden Abend in hellen Scharen. . . .

Einstweilen braucht Direktor Jarno den neuen Konkurrenten noch nicht zu fürchten, denn auch er hat seine beiden Häuser wohl bestellt. Im Lustspieltheater tut der Schwank „Die Jagd nach der Liebe" von Leon Gandillot seine Schuldigkeit, und im Josefstädter-Theater heißt das Schlagwort „Haben Sie nichts zu verzollen?"

Es hat überhaupt den Anschein, als ob nur mehr mit französischen Ungeniertheiten eine sichere Wirkung zu erreichen sei. Auch das Deutsche Volkstheater hat mit einem Schlager des Pariser Gymnase-Theaters seinen ersten wirklichen Erfolg gehabt. Aber dieser Schwank, „Fräulein Josette, meine Frau", von Gavault und Charvey, ist doch bei aller Ungeniertheit auch geistvoll und lustig und jedenfalls eines der anmutigsten Stücke dieser Gattung, das seit Langem aus Frankreich importiert worden ist. Das jetzt wieder in Theatermode kommende Thema vom stellvertretenden Gatten wird hier sehr glücklich herausgebracht. Mit einer charmanten Frechheit, einer eleganten Unverschämtheit — nicht jeder Franzose hält so rein. Viel weniger Glück hatte diese Bühne mit ihren ernstgemeinten literarischen Stücken. Das Schauspiel „Der rote Leutnant" von den Berliner Kritikern Hermann Kiezl und Eduard Goldbeck erwies sich als eine ziemlich komplizierte und nicht besonders geeignete Maschinerie, die auf dem bewährten Theaterkonflikt zwischen einem stark konservativen Vater und einem freiheitlich idealistisch gesinnten Sohne basiert. Auch der aktuelle und wirksame Gegensatz zwischen Soldatentum und Sozialismus wird hier verwendet. Es ist gleichsam ein Tendenzstück ohne Tendenz, denn in den Charakteren, den Vorgängen und Gesprächen zeigt sich die Verworrenheit derartiger Stücke. Die freundliche Aufnahme verdankt die zwischen Spannung und Langweile pendelnde Novität der guten Darstellung und dem allzeit regen Interesse des Publikums an Szenen aus dem militärischen Leben. Dieses Stück verschwand genau so rasch, wie Lemaitres „Schützling", ein moralisierendes Dialogstück, ohne Kraft und Leben. Am 1. November wurde dann noch Heijermans' Drama „Allerseelen" herausgebracht, ein starkes und doch feines Stück, das wohl noch intensiver gewirkt hätte, wenn dieser Kampf zwischen konservativem und freigeistigem Pfarrer, zwischen wahrem und falschem Glauben in der letzten Zeit auf den Wiener Bühnen nicht allzu oft gekämpft worden wäre.

Und schließlich hat auch das Theater an der Wien sich wieder zu Premieren bequemen müssen. Diese Bühne, die zwei Jahre lang mit der „Lustigen Witwe" ihr Auskommen fand, hat jetzt im Verlaufe eines Monats zwei neue Operetten verbraucht. Die eine hat „Tip-Top" geheißen; zwei alte Wiener Routiniers, Siegmund Schlesinger und Ignaz Schnitzer, hatten den Dutzendtext dazu geschrieben und ein neuer Mann, Josef Strikke, die gebräuchliche Wiener Musik, deren geringe lyrische Feinheiten in der allgemeinen Trivialität verschwanden. Eine viel feinere und künstlerische Wiener Arbeit ist dagegen die letzte Operettennovität, „Die Dollarprinzessin". Das Buch ist wohl ein wenig schleppend und ermüdend geraten, aber die Liedertexte zeigen Witz und Geschicklichkeit und manchmal sogar Geist, und damit kommen sie der Eigenart des Komponisten Leo Fall entgegen, eines begabten Musikers, der Geist, Geschmack und Bildung besitzt, mehr als sich vielleicht in einer Operette unterbringen läßt. Aber er hat auch melodiöse Einfälle, zwar keine Gramophonstücke und Tanznummern, sondern Melodien, die Persönlichkeit und dramatischen Charakter zeigen, lauter Qualitäten, die früher in dieser Stadt ganz selbstverständlich waren und jetzt wie etwas Wunderbares wirken. Heute, wo die Wiener Musik vor lauter Erfolg längst charakterlos geworden ist.

SLUB
Wir führen Wissen.